

## TAGUNGEN

### Vietnam — Analyse eines Exempels

„Vietnam ist zum Symbol geworden für die Zukunft der ökonomischen und seelischen Repression, zum Symbol geworden für die Zukunft der Herrschaft des Menschen über den Menschen. Was würde ein Sieg der nationalen Befreiungsfront in Vietnam bedeuten? Ein solcher Sieg würde bedeuten. . . , daß eine elementare Rebellion von Menschen gegen den mächtigsten technischen Repressionsapparat aller Zeiten erfolgreich sein kann.“ (H. Marcuse)

Über 2000 Studenten aus der Bundesrepublik und Westberlin waren am 22. Mai 1966 nach Frankfurt gekommen. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) hatte zu einem Studentenkongreß aufgerufen: *Vietnam — Analyse eines Exempels*. Es sollten die verschiedenen Ansätze der Opposition gegen die Intervention der USA in Vietnam zusammengeführt und in gemeinsamer Diskussion eine Analyse des vietnamesischen Krieges erarbeitet werden. Plattform des Kongresses war die Berliner Erklärung deutscher Intellektueller gegen den Krieg in Vietnam.

Zu den Referenten und Diskussionsleitern zählten u. a.: Prof. W. Abendroth, H. Abosch, Conrad Ahlers, Prof. N. Birnbaum, Bo Gustavson, Frank Deppe, Rüdiger Griepenburg, Prof. J. Habermas, A. Klönne, O. Negt, Theo Pirker, Kurt Steinhaus und H. Schauer. Das Hauptreferat hielt Prof. Herbert Marcuse, der eigens aus den Vereinigten Staaten gekommen war.

Der Kongreß war konzipiert als direkte Fortsetzung des Bonner Kongresses „Demokratie vor dem Notstand“, konzipiert auch als Fortsetzung einer neuen Form politischer Arbeit, die sich bewußt abwendet von der Nurdemonstration und Nur-Demonstration politischer Gesinnung. Von ihren amerikanischen Kommilitonen haben die deutschen das *teach in* übernommen als Kampfansage an die, die „glauben, unter dem Schleier manipulierter Information eine barbarische Politik betreiben, unterstützen oder rechtfertigen zu können“ (H. Dabrowski in seiner Eröffnungsansprache).

Es ist der Glaube an die „sanfte Gewalt der Vernunft“, der das blinde Anrennen gegen die Verhältnisse meiden und ersetzen will durch rationale Argumentation, „Wissenschaft, die mehr sein will als der gedankenlose Spiegel und damit die, wenn auch oft unbewußte, Rechtfertigung unmenschlicher Verhältnisse“, wie Dabrowski erklärte.

So liegt es nahe, nicht nur über die Ergebnisse des Kongresses zu berichten (ein Protokoll wird veröffentlicht); der Kongreß selbst bedarf einer Analyse, ist zu messen am gesteckten Ziel. Zu fragen ist, ob diese Form

politischer Aufklärung Modell sein kann für zukünftige Arbeit.

Prof. Herbert Marcuses einführendes Referat hätte Grundlage sein können und sollen für die Diskussionen in den Arbeitskreisen am Nachmittag. Anstelle von Korreferaten wurden jedoch eigens vorbereitete Referate gehalten, die — offenbar weil der Text des Marcuse-Vortrag nicht vorlag — oft völlig neue Gesichtspunkte brachten, ohne auf die im besten Sinne provozierenden Thesen Marcuses einzugehen, sie zu modifizieren oder gar zu widerlegen. Dabei hatte Marcuse das Auditorium aufgefordert, einige der klassischen Theorien des wissenschaftlichen Sozialismus zu überdenken, etwa die Imperialismustheorie, oder das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate zu prüfen bzw. das Verhältnis von Basis und Überbau neu zu gewichten. „Die rein ökonomische Analyse ist nicht mehr ausreichend, wenn sie je ausreichend war, um zu erklären, was in dieser Gesellschaft vorgeht. Alle Ökonomie ist politische Ökonomie im weitesten Sinne, und das System der fortgeschrittenen Industriegesellschaft ist global auch in dem Sinne, daß es alle Dimensionen der menschlichen Existenz privat und öffentlich den herrschenden gesellschaftlichen Mächten ausliefert.“

Es gehören, sagt Marcuse, „psychologische Faktoren schon lange zur notwendigen Reproduktion des bestehenden gesellschaftlichen Apparates ..“ Marcuse entwickelte die Position der amerikanischen Politik am Hintergrund einer ökonomischen und sozialpsychologischen Analyse der amerikanischen Industriegesellschaft, „die natürlich“, wie er sagt, „eine Klassengesellschaft ist“. Marcuse nahm dann in einem Arbeitskreis noch einmal das Wort zu dem Thema: Die amerikanische Opposition gegen die Vietnam-Politik der Regierung. In diesem Arbeitskreis mußte sich der Referent den Vorwurf gefallen lassen, allzu global und unter zu starker Betonung sozialpsychologischer Faktoren die amerikanische Gesellschaft analysiert zu haben. Diese Kritik jedoch fällt auf die Kritiker zurück und scheint exemplarisch zu stehen für den schwachen Punkt dieses Kongresses. Nicht das Akzent setzende Referat Marcuses hatte die gewünschte Differenzierung zu setzen, sondern die Diskussionsbeiträge und Korreferate. Die Referenten schienen objektiv dazu nicht fähig und ein Teil der Diskussionsredner subjektiv dazu nicht willens. So jedenfalls widersprach der Verlauf des Kongresses der wissenschaftlich-analytischen Intention und verlagerte sich mehr auf die Ebene des Sammeins von Informationen.

Es ist sinnlos, mit vorbereiteten Diskussionsbeiträgen auf einem Kongreß zu erscheinen und dann ohne Rücksicht auf Grundsatzreferat und den Verlauf der Diskussion diese Beiträge vorzulegen nach dem Motto: es wird schon

passen. Hier scheint der Blick auf die Sache verstellt und mehr gerichtet auf narzißtische Selbstbespiegelung in der Absicht, „akklamationsfähige Signale“ (*Habermas*) unter ein Publikum zu senden, mit dessen prinzipiellem Einverständnis man rechnen zu dürfen glaubt. Die grundsätzliche Skepsis gegenüber allem Ideologischen, die Marcuse der jungen amerikanischen Opposition attestiert, könnte beispielhaft sein für einige Diskutanten und den Blick dafür öffnen, daß auch das ‚Wie‘ eines Argumentes nicht bedeutungslos ist.

Vergleicht man im übrigen das amerikanische *teach in* mit dem Frankfurter Kongreß, so zeigen sich einige auffällige Unterschiede, die ihrerseits einer gründlichen Untersuchung bedürften. *Michael Vester* schreibt in der vom Bundesvorstand des SDS herausgegebenen *neuen kritik* einen Artikel über „Die Strategie der direkten Aktion“: „Die *teach ins* (in Amerika) waren erfolgreich, weil sie nie geschlossene Veranstaltungen der schon Überzeugten waren. Politisierend wirkten der analytische Stil und die Breite der Teilnehmer, zu denen seit Jahren auch Regierungs- und Unternehmensvertreter gehören.“ Im gleichen Artikel zitiert *Vester* die *New York Times*: „Die Akademiker beider Lager benahmen sich mit einer Würde und einem Respekt vor den Tatsachen, die günstig von den Emotionen abstachen, die bei Freunden und Kritikern der Regierung gleichermaßen zu oft als außenpolitische Diskussion gelten.“

Die Schaffung einer diskutierenden studentischen Öffentlichkeit an den deutschen Universitäten ist bisher nicht gelungen. Es kam lediglich zu einer Aktionseinheit radikaldemokratischer Studentengruppen im Kampf gegen die Notstandsgesetze. Diesem informellen Zusammenschluß gehören der LSD (Liberaler Studentenbund Deutschlands), SHB (Sozialdemokratischer Hochschulbund), HSU (Humanistische Studentenunion), SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) und einige örtliche gewerkschaftliche Arbeitsgemeinschaften an. Die — was die Mitgliederzahl anbelangt — einzige repräsentative, rechts von dieser Gruppierung stehende Studentenorganisation, der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) weigert sich beharrlich, an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen teilzunehmen; nicht grundlos, denn wo sie es tat, kam es meist zu für sie blamablen Szenen, wie jüngst bei einer Podiumsdiskussion in Frankfurt. Der einzige Diskussionsbeitrag des RCDS auf dem Frankfurter Kongreß war ein dumm-dreistes Flugblatt, in dem vor der „pseudowissenschaftlichen Argumentation“ *Herbert Marcuses* gewarnt wurde.

Es ist die erklärte Absicht der Diskussionen in der vorparlamentarischen Öffentlichkeit, Einfluß auf das Parlament bzw. auf die in ihm vertretenen Parteien zu nehmen. Das ist bisher in der Bundesrepublik nur einmal ge-

lungen, als die SPD ihre Entscheidung zu den Notstandsgesetzen zurückstellte. Der Vorsitzende des Sozialdemokratischen Hochschulbundes, *Zöpel*, stellte in seiner Grußadresse an den Kongreß mit Bedauern fest, daß kein Vertreter der im Parlament repräsentierten Parteien zu dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung erschienen sei, „auch kein Vertreter der Partei, der ich angehöre“.

Für die Studenten stellt sich das Problem so dar: Wie gelingt es, die Vertreter des Parlamentes und seiner Institutionen zu einer Diskussion mit den Aktivbürgern der vorparlamentarischen Öffentlichkeit zu zwingen? Die Antwort: Nur mit Hilfe der Massenmedien.

Hier nun ist die dritte Fehlanzeige zu melden. Zwar war diesmal, verglichen mit dem Bonner Kongreß, der völlig ignoriert wurde, die Reaktion der Presse quantitativ gestiegen, der gängige Journalismus mußte jedoch fast ausnahmslos vor diesem ihm ungewohnten neuen Medium kapitulieren. Mit beispielloser Ignoranz umgehen die meisten Berichtersteller in ihrer Hilflosigkeit die wissenschaftliche Problematik des Kongresses und flüchten sich in Verhaltensforschung, was sich dann in der Beschreibung von Bärten und Brillen, in Anmerkungen zu Kleidungs- und Schlafgewohnheiten der Kongreßteilnehmer niederschlägt. —

*Marcuse* ging in seinem Referat besonders auf Schwerpunkte der amerikanischen Opposition ein, und auf die Unterschiede zur außer-amerikanischen, besonders zur europäischen Opposition. Da ist die Jugend: „Die Opposition, von der ich jetzt spreche, ist nicht nur nicht primär politisch, ideologisch, sozialistisch, sondern gleichzeitig eine instinktiv moralische, oder, wenn sie wollen, unmoralische, zynische, existenzielle Opposition. Die spontane Weigerung der Jugend mitzumachen, mitzuspielen (entspringt) einem Ekel vor dem Lebensstil der Gesellschaft im Überfluß, der sich überall durchsetzt. Nur diese Negation ist bewußt unter dieser Opposition, nur dies Negative ist Basis der Solidarität, nicht aber das Ziel. Und das scheint mir das historisch wichtigste Element der gegenwärtigen Situation.“ Ebenso bedeutungsvoll wie die Existenz der jugendlichen Opposition, so betont *Marcuse*, ist die Absenz einer gewerkschaftlichen Opposition.

Anders in Frankfurt, und hier wurde das historisch wichtigste Element der gegenwärtigen Situation in der Bundesrepublik deutlich. Der Appell der Professoren an den DGB, die Aufforderung, die Notstandsgesetze zu verhindern, hatte auch seine Rückwirkung auf die Teilnehmer dieses Kongresses, wie aus vielen Diskussionsbeiträgen herauszuhören war. Nicht zufällig hatte, neben den Studentenverbänden, die Naturfreundejugend Deutschlands zur Unterstützung des Kongresses aufgerufen, beteiligten sich Gruppen, Funktionäre und Mitglieder der Gewerkschaften an diesem Kongreß.

Dem Bonner Kongreß war vorgeworfen worden, zu akademisch zu sein und sich hinter den Mauern der Universität verschanzt zu haben. Der diesmal den Kongreß abschließende Demonstrationszug durch das sonntägliche Frankfurt entsprach dem erklärten Willen der Studenten, die wissenschaftliche Analyse als Argument in die öffentliche Diskussion zu tragen.

Günter Amendt

### Dortmunder Gruppe 61

Die „Dortmunder Gruppe 61 für künstlerische Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt“ trifft sich jeweils am Karfreitag zu einer internen Veranstaltung ihrer Mitglieder, am 17. Juni zu einer öffentlichen Lesung und lädt am Bußtag zu einer repräsentativen größeren Veranstaltung ein. Initiator und ruhender Pol der Gruppe ist der Dortmunder Bibliothekschrektor *Fritz Hüser*, der in seinen Räumen eine der umfangreichsten Sammlungen deutscher Arbeiterdichtung beherbergt. Der besonnene Westfale hat bisher allen Versuchen widerstanden oder richtiger: sie von der Gruppe fernzuhalten getrachtet, aus dem Etikett „Arbeiterdichtung“ leichtin Kapital zu schlagen, was durch die plötzliche Berühmtheit *Max von der Grün*s ohne große Mühe hätte getan werden können. Sein Streben — und das der Gruppenmitglieder *Erwin Sylvanus*, *Josef Reding*, *Bruno Gluchowski*, *Max von der Grün*, *Artur Granitzki*, *Hilde Wohlgemuth* und mehrerer anderer — ging und geht dahin, nicht nur die industrielle Arbeitswelt für die Literatur zu erobern, sondern auch literarisch qualifizierte Werke hervorzubringen. Darum lehnen sie das Etikett „Arbeiterdichtung“ ab, das zu leicht ins Laienhafte und in die Sonntagschichtung weisen könnte. Im übrigen würde es den Gruppenmitgliedern auch in keiner Weise gerecht werden, denn sie sind durchaus nicht alle oder überwiegend Arbeiter.

Die konsequente Absage an den Dilettantismus und das beharrliche Erarbeiten literarischer Qualität hat schon Früchte getragen; nicht in der Quantität des von der Gruppe Produzierten — *Fritz Hüser* hat der Quantität stets mißtraut —, sondern in einigen guten Romanen, die von *Bruno Gluchowski*, *Max von der Grün*, *Wolfgang Körner* erschienen sind oder erscheinen, in Gedichtbänden, in Almanachen teils im Paulus-, teils im Luchterhand-Verlag. Es handelt sich, wie gesagt, nur um eine gute Handvoll Werke, aber sie können sich literarischer Kritik aussetzen. Das hat dazu geführt, daß das Angebot an Texten interessanter geworden, daß die ursprüngliche regionale Begrenzung endgültig durchbrochen ist. Es hat aber auch dazu geführt, daß die Gruppe in der Beratung und Ermutigung jun-

ger Autoren aktiver werden konnte und so der engere Rahmen der Gründerzeit — in der sich ja vor allem die „Alten“ zusammengefunden hatten — gesprengt wurde.

Literarische Qualität und Kontinuität gaben der Tagung am 17. Juni 1966, die im Studio des Dortmunder Hauses der Bibliotheken stattfand, das Gesicht. Es lasen zwei bekannte ältere Autoren: *Bruno Gluchowski* und *Artur Granitzki*, und drei erst jetzt zur Gruppe gestoßene jüngere: *Klaus Ewert Everwyn*, *Ernst F. Wiedemann* und *Peter Paul Zahl*. Während *Everwyn* und *Wiedemann* der Generation angehören, die den zweiten Weltkrieg noch bewußt miterlebt hat, kennt *Peter Paul Zahl* diese Zeit nur noch vom Hörensagen; er ist 22 Jahre. Auch die berufliche Zusammensetzung der Lesenden ist interessant: *Gluchowski* war Bergmann und ist jetzt Rentner, *Granitzki* arbeitet als Zimmermann in Köln, *Everwyn* ist Verwaltungsbeamter in Neuß, *Wiedemann* Vertreter in Nürnberg und *Zahl* ist Drucker. *Everwyn*, *Wiedemann* und *Zahl* lasen zum ersten Male öffentlich. *Granitzki* und *Zahl* trugen Gedichte vor, die anderen Prosa.

Die „Tagesordnung“ sah zuerst die Lesung mit Publikum vor und nach der Mittagspause die Kritik des Dargebotenen im Kreise der Autoren und Kritiker von Presse, Verlagen und Rundfunkanstalten. Die Autoren sind auch dabei nicht zum Schweigen verdammt. Sie können jederzeit das Wort ergreifen; ein Verfahren, das sich eher positiv auswirkt. Erstens erkennt man daran, wie ein Autor die Kritik „nimmt“, wie weit er über seinem eigenen Werk steht, und zweitens ist es auch Aufgabe einer literarischen Gruppierung, ihre Mitglieder zur Hinnahme und richtigen Wertung von Kritik zu erziehen. Es ist im Hinblick auf die literarische Qualität des von den fünf Autoren Vorgetragenen nicht uninteressant, daß diejenigen, welche die — durchaus nicht immer vorsichtige oder freundliche oder überhaupt richtige — Kritik aufmerksam und keineswegs beleidigt entgegennahmen, auch die guten Texte vorgetragen hatten, während es bei den „Schmollern“ damit haperte.

Star — wenn man das Wort in diesem Fall anwenden darf — der Lesung war unzweifelhaft der „Baubudenpoet“ *Artur Granitzki*, dessen verschmitzte Texte und treffsichere Antworten an seine Kritiker nicht nur einen Dichter, sondern auch einen Charakter verrieten. Der kleine Mann mit dem ostpreussischen Akzent verfügt über einen erstaunlichen Schatz an Wörtern und Bildern. Überdies fehlt ihm eines völlig, was so viele unserer Dichter kennzeichnet: er ist nicht mürrisch. So scharf seine Verse soziale Tatbestände umreißen, so vergnügt sind sie auch. Z. B. wenn er unser ganzes sogenanntes Arbeitsethos auf die Schippe nimmt:

„Ich rieche es gern,  
wenn einer nach Faulheit duftet. —  
Wenn ihn alle Wohlgerüche Arabiens  
aus deutscher Wunderdestille umschmeicheln,  
merke ich nicht so den Arbeitsschweiß.  
Besonders am Abend,  
wenn ich nach Hause schleiche,  
kann ich mich gar nicht riechen.

Ich will zu einem Spezialisten für  
entartete Nasen gehn. Meine  
Riechvorrichtung muß eine

Fehlschaltung haben: sie verschweigt  
mir hartnäckig, daß Faulheit stinkt und  
Fleiß duftet nach Schweiß, vergossen  
für ein Wunder, auf das ich, geduldig  
noch, warte ...“

*Peter Paul Zahl*, der andere Lyriker unter  
den Vorlesern, sagte treffend, daß in diesen  
Gedichten etwas gepriesen werde: Die Faul-  
heit z. B. oder das gelegentliche Entwischen aus  
den allmächtigen Zwängen unserer Gesell-  
schaft. Leider war er selber nicht so glücklich  
mit seinen Gedichten. Er hat ohne Zweifel die  
eigenartige Begabung, in chaplinesker Manier  
sein Verhältnis zur Maschine darzustellen, wie  
einige Auszüge beweisen sollen:

„ich hab sie lola montez genannt,  
sie macht 4000 druck die stunde,  
wieviel phon, weiß ich nicht.

wenn sie mich ärgert  
bei dünnem papier, öl' ich sie nicht.. .

wenn sie sehr alt ist,  
wirft man sie fort, mich nicht.  
ist das kein fortschritt?“

Oder

„mach dir maschinen zu freunden  
trink ein glas mal mit dem schrott  
grüß freundlich die emaille  
hüpf mit den pleuelstangen einher . . .“

Aber er hält das nie ganz durch und gleitet  
— trotz seiner Schutzbehauptung, er benütze  
vorfabrizierte Klischees mit Fleiß, sei es be-  
mängelt — zu oft ins Klischeehafte ab. Man  
kann nur hoffen, daß er seine ursprüngliche  
Begabung, das Gnomen- und Spukhafte der  
Maschinen- und Arbeitswelt zum Vorschein zu  
bringen, zum Siege führt und nicht dem Kli-  
schee anheimfällt.

Der Prosatext des Gruppenseniors *Bruno  
Gluchowski* fiel bei der Kritik durch. Er schil-  
dert darin eine Begebenheit aus der großen  
Streikbewegung im Frühjahr dieses Jahres im  
belgischen Kohlengbiet, wo die Gruben still-  
gelegt wurden. Arbeiterinnen und Frauen der  
Bergarbeiter einer Grube versuchen, die Ar-  
beiter einer anderen Grube an der Arbeitsauf-  
nahme zu hindern und sie zum Streikbeitritt  
zu zwingen. Die naturalistische Form des Er-  
zählens (und auch die Romantisierung des Ge-  
sehens) wenden die Sympathie des Lesers ab

von den streikenden Bergarbeitern und einem  
Wasserwerfer zu, der unblutig, aber unwider-  
stehlich die Demonstranten auseinanderreibt;  
diesen Effekt hatte Gluchowski bestimmt nicht  
bezweckt.

Besser behaupten konnten sich *Everwyn* und  
*Wiedemann*. *Everwyn* läßt in „Einer Meise  
erweist man keine letzte Ehre“ einen Bauar-  
beiter über einen Kollegen berichten, der sich  
ständig in gefährliche Situationen begibt, um,  
wie er sagt, Gott näher zu sein. An dieser  
„Meise“ geht er dann zugrunde, indem er  
abstürzt. Durch die Erzähltechnik *Everwyns*,  
der bereits zwei Romane veröffentlicht hat  
(„Die Leute vom Kral“, 1961, und „Die Hin-  
terlassenschaft“, 1962), wird nicht nur der  
Mann mit der Meise, sondern auch der Er-  
zähler lebendig, der nur seine Arbeit gelten  
läßt. Er ist der „Hauptsache: die Kohlen  
stimmen“-Typ.

*Ernst F. Wiedemann* las den Abschnitt „Das  
Hochhaus“ (aus einem größeren Text) aus dem  
Leben eines Vertreters, der versucht, ein Hoch-  
haus für seine Haushaltsmaschinen zu erobern.  
Er scheitert damit. Die anfängliche Sicherheit  
des Vertreters in seiner gewohnten Welt, dann  
seine ständig wachsende Unsicherheit gegen-  
über dem unbewältigten Koloß und sein  
Scheitern finden in Sprache und Stil adäquaten  
Ausdruck: vom anfangs trocken realistischen  
Bericht schlagen sie um ins Surrealistische und  
Scurrile.

Wenn man diese Tagung kurz charakteri-  
sieren will, kann man das beinahe nicht besser  
tun, als mit der Erwiderung Artur Granitzkis  
auf einen Kritiker, der ihm in seinen Gedich-  
ten einen Stilbruch vorwarf und sagte, bei  
*Enzensberger* käme so etwas nicht vor. Darauf  
Granitzki: „Durch diesen Stilbruch bin ich  
dem nicht entgangen, mit *Enzensberger* ver-  
glichen zu werden.“ Die Gruppe 61 kann be-  
reits einige „Stilbrüche“ vertragen, ohne daß  
sie damit von ihrem Niveau verlieren wird.

*Annemarie Zimmermann*